II. Jahr. Heft 4.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall III / Arthur von Wallpach: Verona / Hans Kiene: Spätsaat / Bernhard Jülg: Sommerabend / Hugo Neugebauer: Huldigung / Karl Röck: König Ödipus im Zirkus / Walther Lutz: Exl in Wien. — Karikaturenfolge 28: Max von Esterle: Prof. Baron Myrbach.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Juli 1911. Heft 4.

Verfall / von Carl Dallago.

III. (Fortsetzung)

Auch der Moralismus gehört zum Verfall unsrer Zeit. Er bedrängt mehr als jede andre Macht die Menschennatur, er vermehrt und festigt das Ausgesetztsein von Kunst und Künstler, — er ist der größte Gegensatz zu ihnen. Er ist die Fleisch gewordene Berechnung — das Intellekt gewordene Fleisch und in solcher Eigenschaft die Verkörperung der Unwahrhaftigkeit. Er bedeutet: ein Zurückdrängen des Lebens — eine Gegnerschaft des Lebens, denn das Leben als solches ist Wahrhaftigkeit. Alles Leben ist zugleich Natur, und der Künstler, als Interpret der Natur, auch Darsteller des Lebens. Die Wahrhaftigkeit ist demnach Grundbedingung des Künstlers. Es ergibt: Kunst ist Sittlichkeit als Ausfluß der Wahrhaftigkeit — als Ausdruck der inneren Wesenheit — als Bekenntnis zu sich. So genommen: wie unsittlich wird doch alle Sitte, wie verfallen alle Moral und Satzung, die von außen her ein inneres Verhalten diktieren will! Wie wahr und willig den Geboten des Lebens — den Geboten der Natur ist dagegen einzig der Künstler — der Immoralist! — Aus solcher Erwägung heraus verabscheue ich den landläufigen Begriff Sittlichkeit; er hat immer noch zu allem Unsittlichen geführt.

Wenn ich mich nun in der Zeit umsehe nach den Hütern der Kunst — nach ihren Anwälten und Anwärtern, nach Kräften, die der Kunst dienen und dem Volke Wege und Eingang zu ihr verschaffen wollen, finde ich solche Kräfte, falls sie nicht dem Journa-

lismus — dem Nationalismus — dem Sozialismus verfallen sind, umsomehr in den Banden der Moral. Die Kunst als Hebung der Moral — als sittlichen Idealismus und sich so hineinbreitend in Geschmack und Bequemlichkeit — in die Tätigkeiten der Menschen: dies Programm ungefähr nehme ich heute wahr an Ferdinand Avenarius, dem deutschen „Kunstwart."

Er mag Ausnahmen machen geglückter Form zuliebe; er gibt auch an, Kunst als Ausdruck der inneren Wahrhaftigkeit zu nehmen; er strebt emsig nach „Ausdruckskultur"; — aber es ist eigentümlich: wenn diese Wahrhaftigkeit „unmoralisch" ist, findet sie bei ihm keine Gnade und keine Aufnahme. So bin ich gegen ihn mißtrauisch geworden. Ich fühle ihn als einen, der Nietzsche meiden möchte — der dessen Größe für schädlich hält — der dessen abgründiger Wahrhaftigkeit beflissentlich aus dem Wege geht. Und mit ihm ein Anhang, der schon mehr einer Menge gleichsieht.

Ich finde Avenarius überhaupt als einen allzu gesitteten Liebhaber der Wahrhaftigkeit; er erschrickt förmlich, wenn diese sich vor ihm entblößt und auszieht oder gar sich ihm ganz auftun will. Er ist gewiß kein großer Lyriker; der Rahmen seiner Kunstauffassung sperrt das hinaus, was den Lyriker erst groß macht. In sein „Hausbuch" soll Richard Dehmel schwer Einlaß gefunden haben, auch Detlev von Liliencron hatte es nicht leicht, — leicht müssen einige Lyriker hineingegangen sein, die sich weit eher geckenhaft als bedeutend ausnehmen. Ich liebe ein Gedicht von ihm — nicht hervorragend in der Form, aber anziehenden Inhalts —, ein Gedicht, das den Heroismus eines Knaben feiert. Ich wundre mich umsomehr, daß ihm jedes Verständnis abgeht für den Heroismus des Immoralisten.

Hier setzt meine Verdächtigung gegen ihn, der einst mein Zutrauen hatte, ein: Ob er Spitteler nicht erst seine ganze Huld schenkte, nachdem er dessen „Essays" kannte? Und diesen Essays erst, nachdem er die darin enthaltenen Stellen kannte, die der Moral das Wort zu reden scheinen? — Ich habe keine Beweise dafür; der Gedanke kam plötzlich in mir auf zugleich mit der Witterung, die eine Geschmacklosigkeit und ein Unrecht unsrer Zeit, die Ausspielung Spitteler's

gegen Nietzsche, dieser Kunstrichtung zur Last legte. Mir schien es nämlich: daß aus der Machtsphäre des „Kunstwarts" und des „Dürerbunds" diese Ausspielung auf die Schule überging, sodaß heute bereits grüne Jungens sich damit brüsten dürfen, die gewiß weder für Nietzsche noch für Spitteler ein Maß in sich aufbringen. Das entfernt einem das deutsche Kunstwarttum; seine Wirkungsart hat zu häuslichen Beigeschmack. Man sucht nicht mehr Kunst und Künstler als solche in seinen Hausbüchern; man versteht auch, daß manches des Besten und Eigensten in sie nicht hineingeht. Die Begriffe Kunst und Künstler sind bereits zu sehr für das behagliche deutsche Heim und Haus umgestaltet und bieten so keine Zufluchtsstätte mehr einem Menschentum, dem nur das Dasein Haus und Heim ist. —

Von den moralisierenden Stellen in den Essays Spitteler's — nicht von den Essays — denke ich: es kann sich ein Großer seines Schlages kleine Augenblicke gönnen. Es ist, als wollte ein Reicher zeigen, daß er auch die Bagatelle nicht verachtet. Das Überragende an Spitteler bleibt der epische Dichter und nicht der Essayist; und das Überragende in den Essays ist die Ursprünglichkeit und Bündigkeit der Wortführung und ihr sieghafter Grundton, der sie für „Lachende Wahrheiten" und „zum Trutz" hinauswirft. Wer wollte da rechten mit den behaglichen Fältchen in den großen Zügen! Sie bilden nicht die Physiognomie der Größe, aber sie verunzieren sie auch nicht, sie gehen mit als nahezu belanglos. So: „Die Don Juan-Idee", „Speck", die Worte des „Isagoras" über Sittlichkeit und vielleicht noch einiges Anderes.

Ich vermöchte mir nämlich zu denken, daß — zwar nicht die Don Juan-Idee, aber das Don Juan-Motiv — Großes in sich trüge: das große Suchen des Mannestums nach dem Fehlenden seiner Natur. Es ergäbe vielleicht auf dem Wege ein Auskosten der Weiblichkeit von Mädchen zu Mädchen, ähnlich und elementarisch wie bei den Bienen das Auskosten des Honigs von Blume zu Blume. — Dann wäre es mir keine Frage, daß die Natürlichkeit des Instinkts höher stände als die Sittlichkeit des Intellekts. Es brächte einem auch an „Kinderspeck", „Säuglingsspeck" noch Freude ein, und wäre

es nur, weil man sich vorstellt, wie an solchem Anblick der Ammeninstinkt zu seinem Wohlgefallen käme. Das sei neben die Äußerungen Spittelers gestellt und nicht dagegen; es wäre wohl auch grundlos.

Nur den Worten des Ixagoras halte ich entgegen: Ich sehe unsre „Sittlichkeit" wirklich vielfach für eine Schande an. Ich finde Unflätigstes erlaubt und Natürliches nicht erlaubt. Ich sehe manches als Laster verrufen, was kein Laster ist — und wirkliche Laster ungescheut sich breit machen. Ich sehe natürliche Presthaftigkeiten mit Zuchthaus bestraft und unsittliche Handlungen unbestraft. So dokumentiert mir, im Zuchthaus gesessen zu sein, noch durchaus nicht eine Unanständigkeit — und im Zuchthaus nicht gesessen zu sein, noch nicht eine Anständigkeit. Unsere Satzung ergibt mir kein Wertmaß für sittliches Tun — vielleicht keine Satzung. In der Satzung herrscht die Moral der Menge, sie bedeutet mir noch lange nicht Moral — sie bedeutet mir eher Verfall für den Menschen.

Das alles richtet sich nicht gegen den Geist Spittelers, höchstens vielleicht gegen oberflächliche Zugeständnisse, die dieser große Künstlermensch dem Bestehenden einräumte. Das Kritikübende scheint seiner Natur weniger zu liegen und erlangt nicht die Bedeutung wie bei Nietzsche, der als Kritiker schöpferischer Künstler ist. Große Gestalter von dem seltnen Range Spittelers haben im rein kritischen Schrifttum nie ihre Stärke. Ihr Schaffen begeht andre Wege und andre Ziele. So sind sich Nietzsche und Spitteler auch niemals Nebenbuhler und niemals Gegensätze. Sie sind sich durch Größe vertraut im Grunde; dabei jeder seinem eigenen Stern folgend zu seiner Berufung. Sie berühren sich kaum auf ihren Wegen, so verschieden ist ihr Schaffen. Bei Nietzsche: ein schöpferisches Erschließen seines Menschentums; es wird ein Erschließen der Menschennatur als solcher — ein Wegräumen aller Hindernisse für solches Erschließen. Bei Spitteler: ein großes dichterisches Gestalten des vorhandenen Menschentums. Dies die abschließende Tat eines epischen Künstlers; jenes die Raum schaffende und vorbereitende Tat eines lyrischen Sehers und Kämpfers, die noch kommenden Menschen und Künstlern reiches Erbteil wird.

Ich sehe hier wieder, wie unmoralisch der Moralismus ist, der

Spitteler gegen Nietzsche ausspielen und hetzen möchte. Es liegen ihm gewiß üble Absichten zugrunde — Absichten einer Menge. Es ist ein Tun der Berechnung — des spekulativen Intellekts — ein Tun des deutschen Verfalls. Der legt seine Hände an die Kunst und begehrt von ihr Moral. Kunst und Künstler, wo sie rein sind, aber kennen die Moral nicht; sie sind ihrem Wesen nach dafür zu lauter — zu wahrhaft. Auch Spitteler kennt als Künstler diese Moral nicht; in seinem „Olympischen Frühling" finden sich hundert Belege dafür. Und am erhabensten wirkt auf mich der Abschluß seiner gewaltigen Dichtung, wo Herakles ausruft:

„Hie Wasserdonnertanz, umrauscht von Adlerflug!
Mut sei mein Wahlspruch bis zum letzten Atemzug!
Mein Herz heißt: dennoch! Herakles bedarf nicht Dank:
Auch mit verhärmten Wangen geht sich's ohne Wank.
Genug, daß über meinem Blick der Himmel steht;
Getrost, daß eines Gottes Odem mich umweht.
Und wenn im Spiegel Torheit mich und Schwächen grüßen,
Ich nehm's in Kauf; was tut's? Man wird es eben büßen . . .

Ich höre hier prachtvoll gefeiert den Heroismus des Immoralisten.

IV.

Eine Idee ist eine totgeborene Blüte, sie ist keines Kampfes wert. Wo sie nicht totgeboren ist, bedeutet sie mehr als Idee — wird sie Menschentum. Dies trägt allen Kampf und Unterliegen oder Sieg in sich. Von seiner Beschaffenheit ist alles abhängig: je mehr bedroht und ausgesetzt, umso mehr findet es Raum und Gelegenheit seine Überlegenheit und Stärke darzutun. Die Idee wirbt, agitiert; das Menschentum bewirkt, zieht an und verführt zu sich; es ist wie das Leben selber — wie Liebe und Lust. Die Idee dagegen ist wie ein Totes — wie eine Ware, die man anpreisen muß, um Absatz — um Anhängerschaft zu finden. Dort das Leitende: Die Aussicht auf Gewinn durch vielen Absatz — durch große Anhängerschaft; — hier der einzige Gewinn: sich leben und sich abgeben können — sich als Gebender — als Schenkender, oft freilich als Schenkender größten Stils, als die Beschenkten Beherrschendes, anzubringen. Hier Leben

— Mensch — Künstler; dort alles Wissenschaftliche, das heute lärmender und anmaßender als je tut.

Zwar wo Wissenschaft noch nicht spekulative Idee ist — wo sie noch nicht in Verfall geraten, tut sie nicht anmaßend. Dort lebt sie noch heute zurückgezogen für sich als eine Art Menschentum, das als Neugierde und Begierde, in Verhangenheiten des Lebens einzudringen, sein marktfernes Leben führt. Wenn es ihr auch nicht glückt, das Dasein aufzudecken, — wenn auch niemals für eine Daseinslösung Maßgebendes von ihr erbracht wird, so bleibt ihr doch der stille Heroismus des beharrlichen Eifers und Hoffens. Es macht ihr Glück aus und ihre einzige Erhabenheit. Denn Wissenschaft an sich ist nicht erhaben; sie macht auch nicht erhaben, sie nimmt den Dingen vielmehr ihre Erhabenheit. Das Erhabene ist immer das Unlösbare — das Unerforschbare an den Dingen. Zu dem darf sich die Wissenschaft nicht bekennen. Sollte dies — ihre Tragik — am Ende noch erhaben zu nennen sein? —

Was heute als Wissenschaft überall frech und lärmend umgeht, sodaß unsre Zeit als ein wissenschaftliches Zeitalter sich aufspielen möchte, dünkt mich Verfall der Wissenschaft. Unsere Zeit ist nicht wissenschaftlicher — aber die Wissenschaft ist zeitlicher geworden. Zeitlicher in jedem üblen Sinn: intellektischer — ideenhafter — sozialer, auch moralischer und nationaler, vor allem aber journalistischer und gemeinverständlicher; es besagt: gemein genug, um von jedem Bildungspöbel verstanden zu werden. Auch zeitlicher in der Dauer: man wechselt Errungenschaften bereits von heute auf morgen aus. Schon gibt sich die Wissenschaft her zur Stillung der Schachergier der Presse und erlangt dafür die Popularität.

Hier setzt mein Ekel ein. Freilich nur der Ekel der geringen Stunden, in den besseren geht mein Schauen nach Anderem. Aber ich sehe: die Wissenschaft ist geil und lüstern geworden; ihr wässert der Mund nach Popularität. Da leistet ihr die Presse Zuhälterdienste. Und die Früchte davon: daß sich schon Greißlergehilfen mit wissenschaftlicher Weltanschauung brüsten. Der Verfall ist damit nicht zuende; er überbietet sich selber noch, indem er sich das Geschaffene zum Verdienst

und zur Zierde anrechnet und Gott weiß noch was für Entwicklungshöhe darin sieht.

* * *

„Über die Wissenschaft" heißt eine Schrift Tolstoi's, die Doktor Eugen Heinrich Schmitt herausgegeben hat. Der Herausgeber, „der beste Kenner der Gedankenwelt Tolstoi's" genannt, will Tolstoi verteidigen und versteht ihn nicht in entscheidenden Punkten; er will die Wissenschaft verteidigen und sagt ihr Schönes nach, das nicht zutrifft. Kennen ist noch nicht Erkennen. Was Tolstoi über die Wissenschaft sagt — soweit ich es der Schrift entnehme — liegt seinem Menschentum der späteren Zeit völlig harmonisch — ist klar und wuchtig und gerechtfertigt in seinem Verdammungsurteil. Es hört sich übrigens genau, was er mit Wissenschaft meint, wenn er auf die Einrichtung der Gesellschaft hinweisend sagt: „dasselbe eigentümliche, falsche, schlecht angebrachte und oft auch schädliche Wissen — —, welches jetzt unter dem Namen der Wissenschaft verkündigt wird." Er sieht eben auch in dem, wie sich die heutige Wissenschaft gebärdet, Verfall — und wo er gegen die Wissenschaft an sich loszieht, gehört es zu seiner Natur als ein Gewachsenes. Es ist also niemals ein „Dilettantisches und direkt Falsches", wie Dr. Eugen Heinrich Schmitt meint; viel eher halte ich alles Spekulativ-Wissenschaftliche für dilettantisch und direkt falsch, weil es der Menschennatur von außen her aufgebunden wird und nie die Sicherung eines Verwachsenseins mit ihr erreicht.

Will man Tolstoi's anklagenden Ausführungen entgegentreten, muß man ihn an seinem Menschentum fassen, dem alles bereits anhaftet, was in diesen Anklagen als unzutreffend und unzureichend erscheint. Tolstoi bleibt immer ein bedeutender Mensch, was ein „Wissenschaftler" selten genug ist. Er hat seine große Menschlichkeit auch in seinem Kunstschaffen untergebracht. Nach und nach aber ist er mehr ein winterlicher Mensch geworden, an dem ein herrliches Sinnenleben einging; er hatte vielleicht einen zu stürmischen und zu herrisch sich auslassenden Frühling. So ward er früh wie ein Baum im Winter, der Seele nach. Sein Leben und Lehren ward winterlich. Es

ist seine Einseitigkeit — seine Schwäche — sein Mangel. Er vergaß schon fast auf das Große des Lebens. So mag auch dieses Einseitige — dies Winterlich-Menschliche zuweilen die Führung seiner Darlegungen übernommen haben, die die Wissenschaft verurteilen. Eine Verurteilung jedoch — und noch die härtere muß dem heutigen Wissenschafts-Gebahren zuteil werden von allem Frühlingshaft-Menschlichen.

Wo stand je ein Mensch — ein Volk im Frühling, — wo war je ein aufsteigendes Leben, das sich dem Wissenschaftlichen völlig auslieferte — das sich von der Wissenschaft seine Erfüllung erhoffte — und erst von dem, was sich heute für Wissenschaft ausgibt? — Ein derartiges Sich-erhoffen und Sich-ausliefern wäre vielleicht das größte Verfallssymptom einer Zeit. Und wenn unsre Zeit und unser Volk das führende Hervortreten des Wissenschaftlichen auf allen Lebensgebieten auslösen, so tragen Zeit und Volk eben diese Symptome in sich. Das mag sich noch steigern können, bis zum völligen Einmünden alles Menschlichen — alles Natürlichen ins Wissenschaftliche. Wo das möglich ist, bedeutet es ein Absperren — ein Hinaussperren der Menschennatur und damit die größte Gewalttat gegen die Kräftefreiheit des Lebens. — Aber vergewaltigt man da noch Freiheit, wo die Kräfte bereits verfielen? —

Es berührt mich ergreifend, wie der greise Tolstoi, der längst einen mächtigen und fruchtbaren Teil seiner Sinne begrub, noch soviel Kraft fand, sich der unwissenschaftlichen, für die Menschennatur bedrohlichen Ausbreitung der Wissenschaft entgegenzustellen zur Sicherung seines Volkes. Ich erkläre es mir so: ein winterlicher Baum ist noch kein abgestorbener Baum. So ist auch ein winterlicher noch kein abgestorbener Mensch. Und so ein Mensch als Natur wittert wunderbar den Verfall . . . .

Als Wissenschaftler und Gelehrter kann Eugen Heinrich Schmitt beim besten Willen dem Menschen Tolstoi nicht gerecht werden. Entscheidendes liegt ihm im Wege: Das wissenschaftliche Wissen und der Glaube an dieses Wissen. Tolstoi schreibt auch darüber seinem Freund Dr. Skarvan: „Die Erwiderungen Schmitts über die Wissenschaft

erinnern mich lebhaft an ebensolche Erwiderungen der Geistlichen über die kirchliche Religion. — — — In unseren, sogenannten gebildeten und gelehrten Kreisen treffe ich mit seltenen Ausnahmen immer auf völliges Nichtverstehen. Ich sage Nichtverstehen und nicht Meinungsverschiedenheit. — — Es kann das gar nicht anders sein, denn das Nichtverstehen bei den Gebildeten und Gelehrten leitet sich aus derselben Ursache ab wie auch das Nichtverstehen bei den Kirchlichgesinnten — vom blinden Glauben: bei den einen an die Kirche, bei den anderen an die Wissenschaft." —

Wie richtig erkennt weiters Tolstoi: „Ganz abgesehen davon, daß eine Verrammlung des Gehirns mit unnötigen und meistenteils falschen Begriffen und Vorstellungen nicht straflos vorbeigehen kann — sind die wissenschaftlichen Begriffe als solche unvergleichlich mehr unverständlich und falsch, als die allergrößten religiösen Begriffe." Und wunderbar schlicht und klar wird über Gott, Welt und Mensch ausgesagt: „Gott hat die Welt erschaffen, Gott hat mich erschaffen — heißt eigentlich soviel, daß ich nicht weiß und nicht wissen kann, wie ich und die Welt und der Anfang von allem entstand." Trotzdem rügt Schmitt: „Wenn Tolstoi von Gott oder Geist spricht, schweben den Leuten gewiß keine reinen Vernunftanschauungen vor." Als ob man Gott und die Menschen mit reiner Vernunftanschauung fassen und festhalten könnte? Wie begründet sagt Tolstoi: „Der kluge, doch leider „gelehrte" Eugen Heinrich Schmitt."

Wohin ich auch höre — was dieser Herr Schmitt vorbringt, scheint mir zumeist ein Fehlgehendes. So, wenn er Großes zur Aufklärung des großen Publikums für geeignet hält. Ich denke: je größer etwas ist, umso kleiner das Publikum, das dafür zu haben ist. So, wenn er meint: „Doch auch ganz abgesehen von all den großen Errungenschaften der modernen Physik, genügt es, das Hauptaugenmerk auf unsere geistige Innenwelt zu richten und deren Entwicklung im Einzelnen und in der Geschichte. Diese Erkenntnis ist jedoch wissenschaftlich vermittelt." — Hat sich denn unsere geistige Innenwelt wirklich entwickelt im Einzelnen und in der Geschichte? Ich sehe es nicht. Gab es nicht immer vereinzelte große innerliche Menschen? — auch Zeit-

alter mit größerem geistigen Innenleben? Ist denn unsre Innenwelt heute so geistig entwickelt? Liegt sie nicht vielmehr brach und verödet? Geht nicht alles darauf aus, den Menschen und seine Entwicklung zu veräußerlichen? — Demnach wäre uns hier nur Trug als Erkenntnis vermittelt. Daran mag das Wissenschaftliche gewöhnt sein, doch macht es sich dadurch nicht verdienstlicher.

Aber Schmitt geht noch weiter fehl und bedenklicher. Er legt Giordano Bruno, zusammen mit Kopernik und Kepler, der Wissenschaft zu. Er vergißt auf die künstlerische Persönlichkeit Bruno's, deren Wirkung auf den Menschen eine ungleich eingreifendere ist als jede wissenschaftliche Entdeckung. Ich wittere hier in ihm den Verfall unsrer Zeit, der schon verschiedentlich versucht, in Bruno das Wissenschaftliche als das Wesentliche hervorzukehren. Schmitt ist Wissenschaftler — ist Gelehrter. Stil, Anschauung, Auslegungen zeigen ihn mir als solchen. Ich spüre zuweilen sein wissenschaftliches Dogma heraus, und es schmeckt nicht besser als das religiöse. Welch ein Wahn ist sein Ausspruch: „Die ganze große Frage der Möglichkeit einer Befreiung aus kirchlichen und staatlichen Fesseln steht und fällt mit der Frage nach einer Möglichkeit der wissenschaftlichen Lösung der höchsten Fragen des Lebens." — Wie das klingt dem Gehör eines Menschen! — Und der Mensch in einem steht auf und schüttelt sich wild und möchte die Berührung der Worte von sich schleudern. Einen Menschen soll erst die Wissenschaft „aus kirchlichen und staatlichen Fesseln" befreien? — Ist nicht Kirche wie Staat gebaut auf vermeintliches Wissen — und die Befreiung aus ihren Fesseln auf Erkennen des Nichtwissens? Mit dem Wissen ist der Gewalt Raum gegeben, mit dem Nichtwissen aller Gewalt der Raum entzogen. Und wo sind Kirche und Staat, die einen ganzen Menschen in Fesseln zu halten vermögen? — Ja, wo sind denn Kirche und Staat überhaupt: — kennt sie noch der wachgewordene Mensch? — Anerkennt er sie noch in sich? — Ist es nicht das Ewig-Unlösbare der höchsten Fragen des Lebens, das dem Menschen die Kraft gibt, sie nicht zu kennen — wenigstens der Seele nach nicht? Ist es nicht das Ewig-Rätselhafte des Daseins, das ihm erst Unterpfand wird für seine völlige Freiheit? — — —

Die Gegensätze zwischen Menschen und Menschen sind äußerlich; in der Tiefe ist es nicht mehr nötig sie zu überbrücken. Die Gegensätze zwischen Menschwerdung und Wissenschaft sind innerlich; man sieht die geschlagene Brücke und nicht die Kluft, die immer mehr unüberbrückbar wird nach der Tiefe hin. — So sehe ich es. Der Wissenschaftler Eugen Heinrich Schmitt aber will vermitteln, was sich nicht vermitteln läßt. Er ist Gelehrter mit schwärmerischem Einschlag, falls er echt ist. So fühlt er sich zum freien Menschen hingezogen, ohne die Kraft aufzubringen zur Gefühlserkenntnis von der Ohnmacht des Rein-Wissenschaftlichen für die Befreiung des Menschen. So liebt er das Wort ideal; er bedarf seiner als Bindeglied, wie die meisten Menschen seiner bedürfen, die den Menschen noch nicht genug in sich tragen. So sagt er auch in seiner „Christus"-Broschüre: „Liebe ist eine ideale Macht, ein ideales Gefühl, kein gemeinrealistisches, welches auf der Heerstraße der Sinne liegt." Ich denke dagegen: Liebe liegt immer auf der Heerstraße der Sinne, und daß diese Heerstraße ein Höchstes ist. Auch daß höher als alles Ideale das Reale ist. Was wissen wir, wie weit unsre Sinne reichen — wie weit die Realität unsres Seins reicht? — Ein Schriftsteller, dem ich dankbar sein möchte für den Buchtitel: „Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter" sollte nicht mehr das Ideale dem Realen entgegenstellen. Er setzt sich dadurch dem Verdacht aus, Nietzsche — trotz des geglückten Buchtitels — nicht genügend erfaßt zu haben. Ich persönlich bleibe jenem Eugen Heinrich Schmitt zugetan, der einer äußerlichen Gelehrtenlaufbahn entsagte (wie er selber berichtet) und sich bestrebt zeigt „im Sinne Tolstois" und „im Sinne des Bergpredigers" Milde und Gewaltlosigkeit zu verkünden, die, wie er schön zu sagen weiß, „nur eine Konsequenz der Ehrfurcht ist, die der Mensch dem göttlichen Wesen des Menschen zollt." — Vielleicht hat Schmitt damit einen Weg betreten, der ihn vom wissenschaftlichen Gelehrtentum entfernt und dem reinen Menschentum noch einmal zuführt.

* * *

(Schluß folgt.)

Verona / von Arthur von Wallpach.

Der Himmel falbt wie goldner Wein
Und Silbersterne glosen drein,
So selig klar erklommen.
Mir ist die laute Straße quer,
Durch Lärm und Qualm, von Norden her
Ein ewiger Gruß gekommen.

Aus Lichterglast und Schattenblau
Trennt sich der Römerbrücke Bau
Mit rissigen Riesenquadern.
Dumpf quillt die Etsch und spült und schwillt,
Als ströme endlos, ungestillt,
Blut aus der Heimat Adern.

Spätsaat / von Hans Kiene.

Der Abend lag über dem Tal. Rotgoldne Fäden spann er mit zitternder Hand durch die schwüle Luft, wob sie durch die blendendweißen Gewänder der Wolken, zart, wie aus leiser, leichter Seide. Müde rannen die Schatten von den Höhen, dehnten sich hinter jedem Hügel und starben in den Buchten des Tales zwischen den blauen Tannen.

Lange, sehnsüchtig lange, als scheide sie für immer, küßte die Sonne den Talgrund, jeden Anger, jedes Kornfeld und die sauberen Häuser von Santa Christina am grünen Hang. Den letzten Schimmer trank sie aus den kryſtallhellen Wogen des Baches.

Die stolzen Berge droben aber umarmte sie noch mit vollem Feuer; die trotzige Felsburg Sella glühte, die weiten, öden Kaare im Puëz, es glühten die wilden Türme von Fermeda und der Col dalla Piëres, der Riese Langkofel glühte und glänzte, als schmelze der ewige Firn aus den Steilrissen dahin in sengender Umarmung. Um das mächtige Haupt des wunderbaren Berges zog's wie zarte,

rosenfarbne Schleier, die vor dem tiefblauen Firmament wogten. Der ganze Himmel leuchtete von ihnen.

Allmählich breitete sich die Dämmerung über das Tal; in ihrem schläfrigen Banne lagen schon die Wohnungen der Menschen. Nur oben, hoch zwischen Saltaria und Mondesora den letzten Hof traf die Sonne noch. Dort lachte sie noch einmal durch blitzblanke Scheiben in die getäfelte Stube hinein, lief den Söller entlang, auf dessen Brüstung in bunten Geschirren brennende Lieb' und Nelken standen, mit großen, roten Köpfen und umschmeichelte jede Blüte, eh' sie unterging. Ihren letzten Schein aber goß sie verklärend um den kunstreich geschnitzten Giebel des Hauses, nachdem sie das Sprüchlein aufgelesen, welches in grüner Schrift oberm Tor stand:

„Viel Glück zieh' ein in dieses Haus,
Und reicher Erntesegen,
Drum bitt' ich Gott jahrein, jahraus,
Mög er sein' Hand drauflegen!
Christian Stuffleser, anno domini 1822."

*

Martin Stuffleser, der jetzige Bauer, war der Enkel jenes Christian, der im Jahre 1822 diesen Spruch über seine Tür geschrieben hatte. Christians Bitte war nicht vergeblich gewesen; Gottes Hand ruhte sichtlich über diesem Hause, Wohlstand und Glück waren in dasselbe eingezogen. Im ganzen hinteren Tal galt der Kofelhof für eine Musterwirtschaft. Sechs große Äcker umrahmten ihn, Kleefelder, Wiesen und ein prächtiges Stück Bannwald, das fast bis zum Confinboden hinaufreichte; dabei war noch ein Stall für einen Viehbestand von über dreißig Stück, Schweinekofen, ein Hühnerhof und ein stattliches Bienenhaus. Martin Stuffleser war ein zufriedener Mann; mit Leib und Seele hing er an seinem Hof. Und der Ertrag war der beste; zu den wohlhabendsten Bauern hier im Tal gehörte er, der Kofelmart. Und er würde sich auch für einen der glücklichsten Menschen auf Gottes Erde gehalten haben, hätte es nicht zwei Umstände gegeben, die sein Leben verdüsterten. Der frühe Tod seines braven Weibes im vorigen Frühjahr war der erste; am zweiten aber

war der Sohn schuld, den ihm dieses Weib vor zwanzig Lenzen geschenkt hatte.

Erst heute morgens war Georg wieder zum Tal hinausgegangen; für immer war er fortgezogen von der Heimat. Nicht zu halten war er gewesen, der Bub. Nach Innsbruck ging er, um Medizin zu studieren. Die Mutter selig und der Pfarrer, und nicht zuletzt Doktor Moroder, der Gemeindearzt, hatten es vor neun Jahren dahin gebracht, daß Georg in die Stadt hinaus aufs Gymnasium geschickt wurde. „Warum nicht? Ich ermach' es derweilen allein! Wenn er seine Schul' fertig hat, dann ist's Zeit genug, daß er den Hof nimmt. Warum soll es denn nicht auch einmal einen Bauern gegeben haben, der Matura gemacht hat?" Damit tröstete sich der alte Stuffleser.

Ja, warum denn nicht? Draußen in Ulrich dem Senoner sein Florian hat auch das Gymnasium hinter sich und sogar noch zwei Jahr Hochschul' in Wien unten! Und so schöne Artikel schreibt er in die landwirtschaftliche Zeitung, und hat die erste Dreschmaschin' gehabt im ganzen Tal, und sitzt im Fremdenverkehrsverein und im Eisenbahnausschuß obenan, der Florian, und ist Gemeinderat, trotzdem er noch ein ganz junger Mensch ist. Aber so einen kann man unter tausenden suchen! Denn die Leut', die acht Jahr lang die Bildung mit dem großen Löffel gegessen haben, die passen nimmer zu Sens' und Pflug, die kramen lieber in ihren gelehrten Büchern herum, statt zu überlegen, ob's heuer ratsamer ist, Rüben als Nachfrucht zu säen oder Buchweiz.

Ein hartes, trübes Lächeln umspielte Martins Mund, als er dies überdachte. Er, der keine andre Welt kannte als die des Koselhofes, hatte damals die Sache unterstützt. Weil er sie nicht ernst nahm; weil er nie daran dachte, daß sein Georg dem Koselhof untreu werde sein können, dem Koselhof, auf dem seit vierhundert Jahren ein Stuffleser dem anderen folgte. Aber der Herr Pfarrer und das liebe, gute Mundstück des verstorbenen Weibes — mein Gott, so war es halt gekommen. Da mußte der Vater nachgeben; er kannte auch damals seinen Sohn zu wenig. Jetzt, da es zu spät war, hatte er ihn kennen gelernt; es war sein Sohn.

Ja, sein eigener harter Schädel war es.

„Ich will dir keine Vorwürfe mehr machen, Schorschl", hatte Martin gesagt. „Es wär' ja so wie so umsonst. Nur das eine aber kann ich dir sagen: Ich könnt' so was nimmermehr tun, und wenn ich zehnmal ein Studierter wär. Denn ich tät' den Undank scheuen, den ich damit an unserm alten Grund und Boden und an meiner Familie begeh'!"

Und Georg hatte geantwortet: „Das muß ein jeder mit sich selbst ausmachen, Vater! Ich werde in meinem Beruf ebenso gerade durchs Leben gehen wie Ihr, und am End' meiner Tage ebenso zufrieden zurückschauen wie Ihr! Tüchtig und brav kann man in jedem Beruf sein, Vater, wenn man nur will! Freud zum Arbeiten hab' ich ja von Euch mitbekommen. Und ich will arbeiten, unermüdlich, und mir das wichtigste Gut zu bewahren trachten: Die Gesundheit!"

Georgs braune Augen hatten dabei hinter den goldgeränderten Brillengläsern gradaus und warm hervorgeleuchtet. Es waren die Augen der Mutter. Was blieb da dem Alten übrig, als den Kopf zu schütteln und dem Buben auf die Schulter zu klopfen: Das war sein Sohn!

„Und wenn du schon Alles hier aufgibst und ein großer Herr in der Stadt drin werden willst, dann bin ich der erste, der dir dazu hilft, Bub! Mein Geldbeutel soll dir immer offen sein, sobald du kommst und was brauchst! Für wen Andern als für dich hab' ich ihn ja nicht gespickt alle Jahr hindurch und die Viehhändler und Metzger drangekriegt! Sag's nur, ich bin der Stuffleser von Gröden und mein Vater ist Bauer hoch oben am Berg! Mein Gott, man hat halt auch sein bißel Stolz!"

Und vom Segen des Vaters begleitet hatte Georg die Heimat verlassen.

Der Hof aber? Und die Zukunft? Was wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin? Wie halt' ich ihn, wie heb' ich ihn, wie geb' ich ihn weiter? War das nicht der einzige Gedanke, der mein Sein ausgefüllt, der einzige Zweck, der mein Leben von einiger Wichtigkeit machte?

Diese Fragen zerwühlten Martins Herz, als er ans Fenster trat, sich auf den Walken lehnte und stumm hinausblickte.

Draußen glitzerten schon die Sterne, tausendfach silbern, und

die Milchstraße wand ihren Flitterkranz ums mächtige Haupt des Sas long. Im milden, bläulichen Frühmondscheine schwamm das Tal; märchenhaft, einem heimlichen Zauber gleich, umfloß er die jähen Kanten der Geißler, sammelte seinen höchsten Glanz im Felsbusen des Val d'Ega und lief blendend über die Schneebänder der Sella. Nur drüben um den Puflatsch und auf der andern Seite des Eisacktales ums Rittnerhorn rannen noch die bunten Tinten eines frühverglommnen, schönen Herbsttages.

Von Santa Christina trug es den Klang der Abendglocke herauf; ernst und schwer tönte sie, zog weit ins Tal hinein und schwoll zu vollem Schalle; die schwangeren Kornfelder beugten sich rauschend in ihrem segnenden Hauch.

Der Knecht kam aus dem Stall und klapperte mit seinen Holzpatschen über den rohgepflasterten Hofweg und über die Dielen vor dem Brunnen. Schwach drang das Geschelle der Kühe herüber, als die Mägde die vollen Melkeimer austrugen und in den Flur stellten.

Dann begannen sie an der Bank vorm Haus das Ave Maria.

Martin, der sonst stets den Feierabendspruch mitgebetet hatte, ging heut' nicht hinaus. Er vergrub trotzig sein Gesicht in den Händen, fuhr sich durchs struppige Haar und seufzte.

„Mein Hof, mein schöner alter Kofelhof! Was soll nun aus dir werden? — Verkaufen soll ich ihn, hat Moroder gesagt, oder so, wie er ist, dem Georg vermachen, der ihn verpachtet und im Sommer seine Frau hereinschickt und seine Kinder; das ist ja ganz einfach! — Ja, das ist für euch Studierte ganz einfach! Ich hör' sie schon lachen, seine Frau, darüber, daß ihr Schwiegervater hier sein Leben als simpler Bauer gefristet hat, hier, wo sie höchstens einige Tage langweiliger Sommerfrische dahinbringen wird. So wird's sein, denn so ist's auf der Welt; da hilft kein Herrgott!

— Aber verkaufen tu ich den Hof auf keinen Fall —!"

Das war Martin Stufflesers Zwiegespräch mit seiner Seele. Unverwandt hing sein Blick an den gesegneten Wogen des Ackers, an der goldgelben Fülle schwerer Ähren, die sich im Abendwinde bog. Und das sollte Alles, Alles fremd werden?

Er hatte es nicht gehört, wie das Gesinde in die Stube trat; wie der Knecht sagte, daß Alles in bester Ordnung sei und die Mägde „Grüß Gott" wünschten; wie sie Löffel und Teller von der Stelle nahmen und die Häuserin eine große Zinnschüssel hereinbrachte mit schwarzer Polenta, die auf frischer Milch schwamm.

Erst als sie das Tischgebet leierten, kam Martin zu sich.

„Ich esse heut' nicht mit euch, ich muß noch hinab zu Dosses!" sprach er zu seinen Leuten, nahm seine Joppe um und den Hut vom Geweih, zündete noch die Pfeife am Herd draußen an und ging.

„Heut' ist was Arg's los!" flüsterte Mathias, der Knecht, und schleckte seinen Löffel ab. „Heut' kommt mir der Bauer ernstlich grantig vor."

*

Eine große Veränderung war seit jenem Tage mit dem Koselhofbauer vor sich gegangen. Er kümmerte sich nicht um die letzte Mahd und nicht um den Kornschnitt, ging nicht mehr in den Stall hinüber, um nach der Kalbin zu schauen, schaffte nicht mehr und ließ seine Leute das Tagwerk besorgen, wie es ihnen beliebte. Schweigsam, den Blick stets vor sich hin auf den Boden heftend ging er durch sein Haus und über seine Wiesen, nahm wohl auch hie und da das alte Gewehr, das zuhinterst im Schranke hing, und wanderte in den Wald. Aber dies war nur Vorwand, um die Einsamkeit aufzusuchen; nie hörten sie ihn einen Schuß tun und nie brachte er Wild nachhause.

Bei der Abendmahlzeit fehlte er gewöhnlich; da ging er ins Dorf hinab, und beim Dosseswirt traf er seinen einzigen Freund Moroder, den einzigen Menschen, dessen berechtigte Überlegenheit der Mart anerkannte und auf dessen Rat er Gewicht legte.

„Nochmals heiraten!" hatte der Arzt ganz im Ernst gesagt, nachdem Georg in die Fremde gezogen war.

Bei Gott, dieser Gedanke war Mart von selbst schon einmal gekommen. Aber er traute sich nicht damit heraus. Ob er wohl noch Kinder kriegte? Eins, einen Sohn, das war ja seine ganze Sehnsucht! Der Doktor hatte ihm lachend auf die Schulter geklopft. „Kerl! Nur zuschauen muß man dir beim Heuaufladen! Kein Zwanziger greift ärger zu als du!"

Nochmals heiraten! — Ob er wohl noch eine fände? Er, der Witwer mit dem erwachsenen Sohn und seinen vierundfünfzig Jahren!

Es war das erste Mal, daß Martin in der Lade seines verstorbenen Weibes herumkramte, wo der ganze Brautschmuck noch lag, die bunten Seidenschürzen und die seidnen Tücheln, schön glatt gelegt alle, noch so, wie sie die Frau gezählt und geordnet hatte. Martins Hände bebten bei dieser Arbeit; er suchte ihren Spiegel, eine Scheibe polierten Blechs, hervor und schaute hinein: Wie er aussah! Wie alt er geworden war! Von der Nase zum Mund liefen tiefe Furchen, über die Stirn gingen Falten und Krähenfüße um die Augen. Das Haar war schon ergraut, an den Schläfen fast weich, schütter, und sein Bart, einst der schönste in der ganzen Kompagnie, hing ungepflegt über die Lippe.

Ob ihn noch eine nehmen wird? — Das war die Frage!

Jedoch der Doktor machte ihm Mut. „Ich weiß eine Dirn für dich! Drüben zu Corvara im Ennebergischen! Die paßt zu dir! Ist auch nicht mehr von der ganz jungen Seite! So eure siebzehn, achtzehn Jahre werdet ihr auseinander sein; das geht grade noch! Sie ist ernst, tüchtig in Feld und Wirtschaft, und hat's bis jetzt nicht übers Herz bringen können zu heiraten, trotzdem die Buben sich um sie nur so gerissen haben! Denn sie hat den ihrigen noch nicht vergessen, der Soldat war und in Bosnien unten gefallen ist. Aber paß' auf, dich tät' sie nehmen!"

Martin sagte weder Ja noch Nein. Er dachte an sein armes, totes Weib und ward traurig. Dann aber sann er auf die Zukunft seines kleinen Reiches unterm Langkofel, dem er so gern einen Kronprinzen gegeben hätte.

Und da fand er, daß Moroders Vorschlag der einzig richtige und gute sei.

*

Am nächsten Sonntag zog Martin Stuffleser seine beste Hose an und die schwarze Sammtweste mit den bunt eingestickten Seidenblümchen, ein Gewandstück, das er nur an den allerhöchsten Feier-

tagen trug. Auf den Hut neben die Spielhahnfeder steckte er zwei große rote Kastelruthernelken.

Warum er sich so schön machte?

Er gab sich keine Antwort auf diese Frage; er genierte sich vor sich selber; aber wußt' es doch ganz genau, warum. Sie gingen nach Pedraces hinüber zum Markt, der Doktor und er. Und auf dem Weg übers Grödnerjoch ins Gadertal passierten sie Corvara; kehrten auch beim Inciſahof zu; auf dem Hin- und auf dem Rückwege.

Im Laufe des Spätherbstes ging Martin oft nach Pedraces hinüber oder nach Campill oder ins Buchenſteiniſche hinab. Allein und in Begleitung Moroders. Und jedesmal machte er einen Abſtecher zum Inciſahof an der Campolungoſtraße, die von Corvara nach Arabba hinunter führt.

Keiner in Santa Chriſtina wußte von Martins Werbung. Sie glaubten, er handle mit Vieh nach Livinalongo und ins Badiotiſche hinüber. Maßlos ſchämte er ſich, wenn ſie ihn fragten, warum er alle Samstag übers Joch gehe. Er, mit ſeinen vierundfünfzig Jahren, und noch tun müſſen wie ein Junger!

Endlich um Weihnachten faßte er Mut und hielt um Veronika an. Und ſie nahm ihn. Gleich; ohne Affekte ſagte ſie ja, ohne verliebte Worte und Küſſe. Nur einen einzigen Kuß gab ſie ihm, zitternd, mit geſchloſſenen Augen. Da wußte er, daß dieſer Kuß einem Anderen galt. Doch es tat ihm nicht wehe; er war ja zu alt zur Eiferſucht; und dann: nahm denn er ſie aus Liebe?

Veronika war ein ſtämmiges, geſundes Weib, eine Ausnahme unter der ladiniſchen Raſſe jener Täler, die mehr kleine, gedrungene und geſchmeidige Geſtalten erzeugt. Sie hatte ein ſpitzes Geſicht von wunderbar weicher Hautfarbe, glänzend ſchwarzes Haar, deſſen fauſtdicke Zöpfe zweimal um den Kopf liefen und mit einem Sammetbande unterflochten waren. Das Schönſte an ihr aber waren die Augen; große, braune Sterne, die Ergebung ſpiegelten und ſtille Treue.

Mehr oder minder waren doch alle verblüfft und ſchüttelten die Köpfe, als ſie hörten, Martin Stuffleſer ſteige ein zweites Mal in die Ehe, ſo ſpät noch! Die meiſten konnten ſich's denken, warum er's tat, und wünſchten Glück zu ſeiner Wahl.

In aller Stille wurden sie getraut, am Dreikönigstag, zu Kolfuschg in der Kapelle. Es ging nicht so zu, wie wenn zwei Junge Hochzeit machen; keinen Polterabend gab's, keinen Mummenschanz. Ohne Flitterhaube trat die Braut zum Altar, ohne buntschillernde Bänder und goldne Ketten. Ganz einfach, schwarz, war sie gekleidet; keinen Schmuck, nichts. Nur ein Kränzlein Kunstmyrthen, das schon die Mutter zur Hochzeit getragen, hatte sie im Haar, und dieses war nun rückwärts zum Knoten gebunden, wie 's Frauensitte ist.

Wenige waren dabei. Außer Veronikas Vater und Bruder noch Doktor Moroder und Georg, der von Innsbruck gekommen war. Und das Gesinde vom Inciſahof.

Schweigend gingen Martin und Veronika aus der Kirche neben einander her als Mann und Weib.

Drüben glänzte in breiter Mittagssonne das schneegebettete Val Mesdì, die Boë, die hehre Krone der Sella und die Hochterrasse von Pisciadu und Meisules, hüben der Sas da Ciampatsch und die schlanke Pyramide des Sas Songhèr in winterlicher Pracht. Zwischen diesen Bergen lag der Plan von Corvara, so hoch mit Schnee bedeckt, daß man kaum die grauen Giebel der Häuser sah in der weiten weißen Fläche; und ein Glitzern war ringsum, blank und blendend und wie eingebettet in eine unendliche Freude am Licht.

Diese Heimat mußte Veronika nun verlassen. Das Haus, das Dorf, in welchem sie ihr ganzes Leben zugebracht hatte. Um einem fremden Manne zu folgen! Sie schaute hinüber, sah den einsamen Hof auf der Alp Inciſa, sah die schwarzen Stecken, die ums Kornfeld standen und wenig nur aus dem Schnee ragten, sah den entblätterten wilden Kirschbaum. Dort war's, wo sie harten Abschied genommen von ihm, dem ihre ganze Liebe gehörte! Nun lag er unter heißer, fremder Erde im Massengrab, und keine liebende Hand streute ihm Blumen auf den Hügel.

Ein namenloses Weh stieg plötzlich in ihr auf. Sie nahm das Sacktuch und wischte die Tränen von den Wangen; warum verließ sie die Heimat? — Aber es war nunmehr geschehen; Vater und Bruder hatten ihr auch dringend dazu geraten. Und sie legte ihren Arm auf

den Martin Stuffleſers, ihres Mannes, der neben ihr ging. Ein Windſtoß fuhr durch die Tannen und rüttelte die Äſte; flimmernd ſtäubte der lockere Schnee nieder, wie Silber, und fiel zwiſchen die Myrten auf Veronikas Haar, glänzte in dem Schwarz wie ein demantenes Diadem — das Brautgeſchenk der Heimat.

Beim Bärenwirt tafelte man. Oftmals ließ man das Brautpaar leben, und es klangen die Gläſer, gefüllt mit feurigem Etſchländer. In Veronikas Antlitz leuchtete etwas wie ein Schimmer ſchüchternen Glücks. Der Kurat erhob ſich, ſang ein Loblied auf die Braut, rühmte ihre häuslichen Tugenden und wünſchte ihr einen recht goldenen Eheſtand. Nach ihm ſprach Moroder und pries ſeinen Freund als Menſchen, Hausvater und Landwirt. Sein Glas leerte er auf einen Zug zu Martins Wohl.

Dann ſtand Georg auf. Er holte weit aus. Langſam, mit ſchlichten Worten ſprach er über die Schönheit und den Reichtum ſeiner engeren Heimat, ſchilderte die Frömmigkeit und den Fleiß ihrer Bewohner, die in ihnen wurzelnde Anhänglichkeit und Liebe zur Scholle. Und ſchloß ſeine Rede mit dem Wunſche, Gott möge Segen und Huld walten laſſen über Vater und Mutter und über ihrem Hauſe!

So ſchön ſprach der junge Mediziner, daß der Veronika die Augen feucht wurden und die Wirtin und die anderen Weiberleut', die auf der Schwelle ſtanden, zu Tränen gerührt waren und die Schurzzipfel vor die Augen hielten. Martin Stuffleſer aber drückte warm und ſtolz die Hand ſeines Sohnes.

Bald mußte man aufbrechen; Martin und Veronika gingen heut' noch ins Hoſpiz hinauf und am nächſten Morgen fuhren ſie mit dem Hörnerſchlitten nach Plan hinab.

Georg und Moroder blieben in Corvara. Am drittnächſten Tag erſt kamen ſie zuhauſe an, mit einem ſtarken Schlitten, auf welchem große Kiſten feſtgebunden waren. Martins Schwager und zwei Burſchen aus dem Dorf hatten ihn heraufſtransportiert durch den meterhohen Schnee. Es war die Ausſteuer der neuen Kofelhofbäuerin.

(Schluß folgt.)

Sommerabend / von Bernhard Jülg.

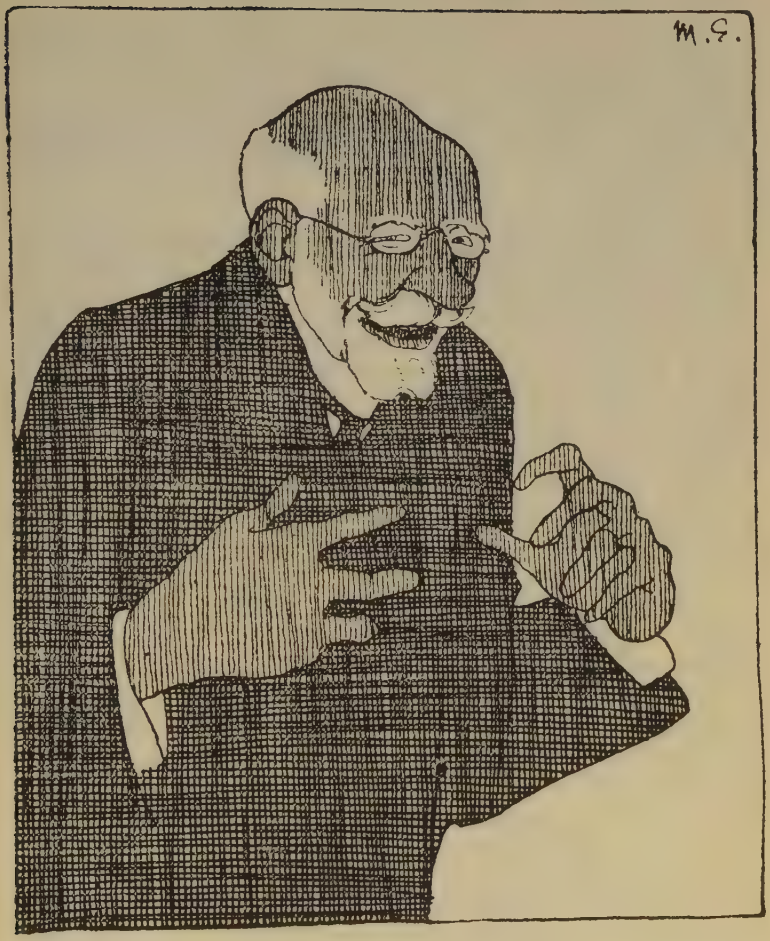
Im warmen Sommerabend ist's, als fänden
Die Dinge ihren Frieden. Es zerfließen
Die bunten Farben in das Grün der Wiesen,
Wo kleine Grillen froh ihr Lied verschwenden.
Die Bauernhütten in den Dörfern rauchen.
Auf allen Weiden ist das Heu geschnitten --
Es weht über die welken Margueriten
Der Duft vom Mahl der Armen. Später tauchen
Die ersten Sterne aus dem klaren Blau.
Am Berg erlischt der letzte Schein. Es saugen
Die Fluren dankbar noch den kühlen Tau.
Am fernsten Rand des blassen Himmels hängt
Die Nacht. Dann ist's, wie wenn auf Kinderaugen
Sich langsam eine dunkle Wimper senkt.

Huldigung / von Hugo Neugebauer.

Du siehst mich an und ich beuge mein Knie
und halte das deine umfangen,
in meiner Seele ruht, wunderbar wie,
mein früher so stürmisch Verlangen.

Dein Himmel sinkt leise in meine Brust
und meine Gedanken schweben
wie Sterne darin zwischen Leid und Lust,
meine heimlichsten Tiefen erbeben.

(gez. von Max v. Eſterle.)



Alma Mater
Oenipontana II.

Prof. Baron Myrbach.

König Ödipus im Zirkus

oder:

Der geschundene Sophokles.

Endlich also war es auch Innsbruck vergönnt, die wiedererweckte griechische Tragödie mit eigenen Augen anzusehen. Die irgendwie genialische Idee Reinhardt's, einen König Oedipus und andere alte Heroen in die Arena eines Zirkus zu verpflanzen, sollte auch in unsrer Stadt durch den Wanderzirkus Straßburger eine leibhaftige Erfüllung erleben. Die Zeitungen wurden als Herolde engagiert und sie verkündeten:

Die heute stattfindende Vorstellung von „König Oedipus" verspricht eine künstlerische Sensation ersten Ranges zu werden. . . . Die Besetzung der einzelnen Rollen ist die denkbar beste, ebenso ist die Ausstattung an Kostümen, Rüstungen, Prunkgewändern ganz erstklassig. Die Inszenierung ist besonders auf rein künstlerische und vor allem auch auf eine leicht verständliche Basis gestimmt. Der Erfolg der „Oedipus"-Gastspiele beweist wohl am deutlichsten, daß dem Publikum ein ganz außerordentlicher theatralischer Genuß geboten wird. In Riga verblieb das Publikum voller Begeisterung noch über eine Stunde im Zirkus, um schließlich die Hauptdarsteller und den Regisseur im Triumph auf den Schultern durch die Arena zu tragen. Solche Massenwirkungen und Beleuchtungseffekte, wie das Stück „König Oedipus" braucht, lassen sich nur in einem Zirkus und nie in einem geschlossenen Theater erzielen.

Das versprach denn freilich einen solennen, nicht weiter zu überbietenden Kunstgenuß. Und da sich auch die Eintrittspreise nicht hunzen ließen, so entsprachen die Erwartungen vollends den Verheißungen.

Nun aber muß ich schon zu Schiller greifen, um alles so würdig schildern zu können, wie es war. Denn wohl nur Schillersche Worte vermögen auch diesmal die allgemein bürgerliche Reminiszenz an das nun miterlebte Ereignis würdig wachzurufen und nur in ihnen wird sich auch diese wahrhaft klassische Situation bereits verewigt finden, in die sich das Publikum jetzt versetzt sah. Und siehe da, hier hab' ich die Stelle schon und also lautet sie in der entsprechenden Anpassung:

„Und Bank an Bank gedränget sitzen,
Herbeigeströmt von fern und nah
Des Inntals Völker wartend da.
Dumpf brausend wie des Meeres Wogen
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis zu der Blahe Grau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die hastig hier zusammenkamen?
Von Oenipont, von Höttings Stand,

Von Wiltau und vom Pradler Land,
Von Mühlaus fernentlegner Küste
Von allen Dörfern kamen sie
Zu lauschen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie."

Gleich wie in einem Kommentar aber darf ich doch bemerken, daß nur bei den wirklichen alten Griechen, diesen Industriebarbaren, die Bänke alle gleichwertig waren, wogegen hier das Bogenrund der ersten Bankreihen eigentlich aus kolossalen und mit rotem Samt überzogenen Kanapees, hier Logen genannt, zusammengesetzt war. Herentgegen aus den Holzbänken bereits des zweiten Platzes ragten hier und dort die Köpfe rostiger Nägel hervor. Wenigstens hörte ich die vor mir sitzende Dame an einen Ordner die Zumutung stellen, den auf ihrem Sitze hervorragenden Nagel irgendwie zu beseitigen. Doch das ging diesen Mann nichts an; hervorragende Nägel schlugen auf keine Weise in sein Fach ein.

Aehnlich wie der Zuschauerraum entsprach auch die szenische Ausstattung den echten antiken Theaterverhältnissen. Durch eine Lücke der Zeltdecke, gegenüber der Einfahrt in den Zirkus, ragte das Portal des Thebanischen Königspalastes herein. Ueber zwei knapp aneinandergestellte und so gewissermaßen zu einer einzigen vereinigte Staffeleien von der Art, wie sie sonst zur Kassa einer Menagerie emporleiten, hier jedoch mindestens acht Stufen hoch, über solche königliche Treppe gelangte man auf das drei bis vier Schuh breite Proszenium und von da über wieder 4 oder 5 Staffel zum Palasteingang. Die eine der beiden untern Staffeleien schien übrigens noch von der letzten Aufführung her von eingetrocknetem Königsblute befleckt, was entschieden sehr stimmungsvoll wirkte. Der Palasteingang war von zwei stämmigen dorischen Säulen flankiert und diese wieder trugen einen gewichtigen und ebenfalls dorischen Architrav. Der Eindruck war imposant, die Illusion überzeugend: denn man erfaßte das Prinzip der Illusion auf den ersten Blick: auf eine ziemlich große, entsprechend gezimmerte Holzscheibe waren Säulen und Architrav recht vornehm Grau in Grau aufgemalt; dieser Tempelportal-Hintergrund war ohne Frage das passendste, angemessenste Stück, einen Palasteingang zu repräsentieren. Ein großer Teil, vielleicht der weitaus größte, des Publikums mochte sich zwar eher eine zinnenbewehrte Schloß- oder Ritterburgfassade à la Greifen- oder Schreckenstein erwartet haben, aber der künstlerisch gesinnte Unternehmer trug dennoch lieber den zahlreich vertretenen Kennern Rechnung, dem esoterischen Publikum der vom Gymnasium her noch Eingeweihten.

Indessen näherte sich der Beginn der eigentlichen Aufführung. Denn schon trat ein Herr auf, der kraft seines unerwarteten Erscheinens mitten in der Arena und kraft irgendwelcher auffallender Armbewegungen sofort eine atemanhaltende Stille herstellte und, weil er sich nun zu sprechen anschickte, ein schon ganz lebhaftes Beifallsgeklatsche entfesselte. Er aber stellte ungefähr folgendes Ansuchen: „Bitte, meine Herrschaften, sich noch eine kleine Weile zu gedulden. Es kann dies nur zu ihrem eigenen Vorteil sein. Ich werde das gleich erklären. Es wird nämlich draußen die Kassa immernoch geradezu gestürmt. Würden wir die Vorstellung schon jetzt beginnen, so entständen durch die immer noch neuankommenden Herrschaften unliebsame Störungen. Ich bitte daher, sich noch ungefähr 8 Minuten lang zu gedulden; in dieser Zeit wird das Publikum, das mittlerweile noch die Kassa stürmt, erledigt sein und wir können dann ohne weitere Störung beginnen." Also sprach er und solche Rede ließ man sich nun freilich gefallen; und ich glaube nicht, daß meine Erinnerung mich betrügt, wenn ich wiederum berichte: „Lebhaftes Beifallklatschen erscholl."

Es erscholl, trotzdem niemand ahnen konnte, daß diese Rede als eine zeitgemäße Umgestaltung, als lebensfähig moderne Form des veralteten Prologes aufzufassen sei. Erst die nunmehr hereinbrechenden Ereignisse offenbarten diese ihre Funktion und ihre stimmunggebende Kraft.

Nach kaum 4 Minuten nämlich ereigneten sich drei abgemessene und erzen tönende Schläge auf ein chinesisches oder geradezu hellenisches Gong. Und nun hub außerhalb des Zeltes ein verworrenes, vielstimmig aufschreiendes Geheul an, welches geradewegs aus der Gegend kam, wo immer noch Publikum die Kassa stürmen mußte. Und so erhielten wohl die meisten gleich mir den überzeugenden Eindruck, daß jenes stürmende Publikum selber es sei, das da draußen so rasendes Jammer- und Wutgeheul anstimme, darob, daß drinnen die Vorstellung schon eröffnet werde, ehe es selbst noch im Zirkus sei.

Noch gab man sich den Schauern dieser Sensation hin, da ward sie schon von einer neuen übertroffen und sozusagen umgebracht. Denn nun erscholl das vorerwähnte Geheul schon diesseits der Zeltwand, daher unvergleichlich lauter und eindringlicher, nicht mehr abgedämpft durch eine trennende Zeltwand; und nun apperzipierte man das wahre ursächliche Substrat jenes Geheuls: eine zaum- und zügellose Horde buntgewandeter Wesen, durch die Einfahrtstraße hereinstürzend, stieß dasselbe immer noch von sich; und schon im nächsten Augenblicke war

die ganze Orchestra, vulgo Manege, auch schon erfüllt von ihren schwankenden hinknieenden Gestalten, von ihren vielen flehentlichen Stimmen, von ihren 50 bis 60 erhobenen Armen. Dieses niggerhaft gebräunte, ganz marokkanisch aussehende Gesindel repräsentierte jetzt die hilfeflehende Volksmenge aus Theben. Und hiemit verwandelte sich die Arena mit einemmal in Thebens Tempelmarktplatz, eine große Kiste in ihrem Mittelpunkt in „Phöbos' heil'gen Seherherd." Und wie um diesen veränderten Charakter des nunmehr hieratischen Milieus noch augenscheinlicher zu machen, trat eine Reihe thebanischer Greise auf, sämtliche versehen mit lockigen Perücken und verschiedenfarbigen Bärten; erst umwandelten sie ein wenig des Theaters Rund, dann stellten sie sich in regelmäßigen Abständen von einander auf. Sie alle aber trugen über den neuzeitlich einheimischen Hosen lange weiße Priesterhemden, welche wohl geeignet schienen, die Aufmerksamkeit von den unten hervorschauenden Hosen und Socken, Schnür- oder Nägelschuhen zeitweilig auf sie selber abzulenken. Es trug auch jeder einen Kranz von gift- oder englischgrünen steifen Blättern tief in die krauswollige und meist kanariengelbe Perücke eingedrückt.

Währenddem man sich so an der Betrachtung des eben Geschilderten weidet, findet auch einiges Zwiegespräch zwischen dem Oberpriester und dem Könige statt, der aus dem Palaste aufs Proszenium getreten ist. Dann aber erhebt sich neuerdings Geheul und Pferde stürzen nun herein; lauter mutige, schöngesattelte, durchwegs mit Reitern besetzte und in dieser Arena als in ihrem Element sich fühlende. Und indem sie wie auf Kommando anhalten, sinkt oder fällt genau vor dem Königspalaste ein besonders glänzender Reiter vom Pferde, ästhetisch-panischer Schrecken verbreitet sich und man hat den Eindruck, der Mann sei soeben mittels eines hintertückischen Pfeiles, wo nicht gar mittels schall- und rauchlosen Pulvergewehres vom Pferde geschossen worden. Dieser Eindruck verwischt sich indessen alsbald wieder im Drang der Ereignisse und des hochdramatischen Getümmels: die Pferde mit ihren Reitern galoppieren hinaus, woher sie gekommen. Jener Mann aber hat sich erhoben und steigt als Kreon die Staffeleien hinan, Zwiesprach zu pflegen mit seinem Schwager, dem Könige. Erst viel später klärt ein korrespondierender Eindruck Kreons Sturz vom Pferde auf: da nämlich, als man bemerkt, wie sich Kreon in dreimal mißlungener Bemühung wieder aufs hohe Roß zu schwingen sucht und schließlich seinen Begleitern vernehmlich zuraunt, sie möchten ihm zuliebe gleichfalls auf das Hinausreiten verzichten und gleich ihm ihre Pferde lieber am Halfterband hinausführen.

Von anderen Effekten muß ich noch erwähnen das pappendeckelartige Klappern der kriegerischen Schilde, das goldige Gleißen zweier Beinschienen (oberhalb deren bei einem der besseren Helden eine englisch gestreifte Gesellschaftshose ein Stück weit sichtbar war); das rosafarbene Hemd des blinden Sehers Teiresias, und nicht zuletzt die bengalisch gelbe Flamme des Opferherdes; denn diese lieferte im Verein mit einigen rötlich schimmernden Bogenlampen und einem launischen Projektionsapparat, der hin und wieder eine leere Lichtscheibe auf das Palastportal und die dasselbe umgebende Zeltblahe entwarf, die sämtlichen Beleuchtungseffekte. Die Opferflamme zog die meiste Aufmerksamkeit auf sich, denn sie war sicherlich mindestens eine Spanne hoch. Ja eine Zeit lang wurde sie von einem Oberpriester noch extra mit kleinen Prisen bengalischen Pulvers genährt, und da pfitschte sie dann jedesmal ganz vernehmlich und in rhythmischen Intervallen bis zu zwei Spannen Höhe empor.

Bis hieher, bis zum ersten Abtreten des Teiresias, war alles noch in allgemein geltende oder doch geldwertige Modernität gehüllt. Von da ab entzog man jedoch dem Sophokles alle modernitischen Sensationseffekte und damit zugleich alle Resonanz seines Dramas in den Nerven des Publikums. Da zeigte sich denn, wie gott- und menschenverlassen der Alte dastehe auf seinen sechsfüßigen Jamben. Deutsche Knittelverse hätten der Reden Sinn nicht so sicher tot schlagen können wie die trefflichen, treudeutsch übersetzten Trimeter unseres Thudichum für tirolische Gehöre dies vermochten; denn für viele Ohren, auch von Männern, sind diese sechsbeinigen Verse gerade so unerfaßlich, wie für die Hände der meisten Damen die ebenfalls sechsbeinigen Heuschrecken ein für allemal unanfaßbar sind, mögen dieselben noch so wohlgestalt, pferdartig lang und schön grün sein.

Und so frommten dem Drama auch die tüchtigen Schauspieler nicht mehr. Einige von ihnen schienen nämlich augenfällig zum Sophokles halten und ihm ernsthafte Fürsprecher sein zu wollen. Aber die Uebertragung des Sophokles-Thudichum ins Zirkussische durch Herrn Bringdichum, vulgo Straßburger, hatte ihre Wirkung bereits getan: der halbumgebrachte Sophokles vermochte sich nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Die „Elektra" wurde dann auch noch gegeben; am nächstfolgenden Abend. Doch wurden diesmal zuerst die altbewährten Nummern eines normalen Zirkusprogrammes absolviert. Denn ob auch der Name „Elektra" einen ganz überschwänglich modernen Klang hat und von „Elektrizität" so direkt abgeleitet zu sein scheint wie etwa

Nervin von Nervosität, das Publikum traute nun doch nicht mehr. Und da der Unternehmer diesem Mißtrauen insgeheim Recht geben mußte, so ließ er das Publikum wohlweislich schon im vorhinein elektrisieren durch den Anblick balancierender Seelöwen. Auch gedachte er wohl auf diese Weise einem übleren Sturm auf die Kassa, als der gestrige war, vorzubeugen: mitten in der Vorstellung wäre der ausgebrochen, und nicht von draußen herein, sondern vom Innern des Zirkus nach draußen. Nicht einen teuren Eintritt, sondern einen geziemend billigen Austritt hätte man sich erstritten. So aber, da man doch schon etwas Reelles für sein Geld genossen hatte, ging der Austritt aus dem Zirkus auf eine durchaus friedliche Weise von statten, ohne alle gefährliche Stauung und Kassastürmung. Mit ein wenig Geräusch ging alles ab. In drei oder vier Zeiten verließen zahlreiche das Theater, und zerteilten so, die allgemeine Aufmerksamkeit ganz auf sich ablenkend, die in einem Zug durchgespielte Vorstellung gewissermaßen in vier oder fünf Akte. Jedesmal erhob sich irgendwo ein Mutiger mit seiner Schönen, ein Krieger etwa, ein Militär, und dann ging's wie eine ansteckende Volksbewegung durch die Reihen, allenthalben erhob sich's von den Sitzen und zog in langen Zügen durch die Manege-Orchestra dem Ausgang zu. Wer einen starken Sinn für ästhetische Illusionen hatte, der konnte diese Züge wiederum für umziehende Chöre griechischer Priester nehmen, welche sonst in diesem Stücke nicht auftraten. Es fehlten ihnen bloß die weißen Ueberhemden und den meisten auch die Perücken. Hosen hingegen und Schnür- oder Zugstiefel trugen auch diese.

Und so erfuhr der Gegensatz zwischen nord- und süddeutschem Publikum wieder einmal eine auffallende Demonstration. Während nämlich in Riga das Publikum voller Begeisterung noch eine volle Stunde über die Vorstellung hinaus im Zirkus verblieb, ereignete sich in Innsbruck ungefähr das Gegenteil: hier waren's die Schauspieler, die nahezu noch eine Stunde lang auf der Bühne verblieben, nachdem das Publikum sich größtenteils schon verflüchtigt hatte.

Aber auch Herrn Straßburger drängte es fort, vielleicht weil ihm der südliche Innsbrucker Boden nachgerade schon heiß zu werden begann unter seinen Füßen. Noch in derselben Nacht begann er seinen großen Aufbruch, ja eigentlich schon während der Aufführung der Elektra. Und die wehmütigen Abschiedslaute der Seelöwen und Elephanten mischten sich noch wie teilnahmsvolle Klagen eines unsichtbaren Chores in die tragischen Dialoge des Dramas.

Karl Röck.

Exl in Wien.

Bei ihrem ersten Erscheinen in Wien, vor drei Jahren, hat man die Exl-Leute mit herablassender Freundlichkeit empfangen. Man schien geneigt, sie zum Kehraus der Saison neben den unvermeidlichen Schlier- und Tegernseern mit in den Kauf zu nehmen. Die selbständige Haltung dieser Truppe jedoch, die Urwüchsigkeit ihres dem leidigen dramatischen Schuhplattlertum entrückten Spieltriebs, die Frische und Natürlichkeit ihres allem rustikalen Starwesen glücklich ausweichenden Zusammenspiels fielen alsbald auf und interessierten umso mehr, als sich die Kräfte des Ensembles fast durchwegs an würdigen Aufgaben — unter anderen an der Darstellung Anzengrubers, Schönherrs, Kranewitters — erprobten. Und schließlich schien der Erfolg des Unternehmens so gefestigt, daß man dem diesjährigen Gastspiel ursprünglich die Bedeutung von Tiroler „Festspielen" (unter Schönherrs Leitung) geben zu dürfen glaubte. Zum Glück hat man diese Reklame-Idee rechtzeitig fallen gelassen. Ihre Durchführung hätte eine Beschränkung auf das nur künstlerisch Belangvolle erfordert, mit dem eine mehrwöchentliche Spieldauer kaum zu bestreiten gewesen wäre. Ein Experimentieren aufs Geratewohl aber und der Ehrgeiz, vieles statt viel zu bringen, wie ihn die Wahl der diesmal gebotenen „Novitäten" bekundete, hätte die Möglichkeit einer erfolgreichen Verwirklichung des anspruchsvollen Vorhabens von vorneherein in Frage gestellt.

Die Gäste begannen mit Anzengruber, dem sie ihre ersten Siege verdanken und der das künstlerische Rückgrat ihres Repertoirs ausmacht. Sie spielen ihn auf eine eigene, mehr ins Breite oder besser noch ins Schwere gehende Art, die seine Dialektik, die überall und nirgends daheim ist, sozusagen seßhaft macht. Und so kommt es, daß selbst eine Komödie wie „Die Trutzige" — gewiß eines der sprödesten Stücke des Meisters — in ihrer Darstellung Farbe und Leben gewinnt, obwohl das Komödienhafte diesen Spielern nicht eigentlich im Blute zu liegen scheint. Schon am zweiten Abend brachten sie Schönherr, der die Inszenierung seiner Werke selbst besorgt hatte. „Sonnwendtag" und — nach der Aufführung im Deutschen Volkstheater besonderes Interesse weckend — „Glaube und Heimat". „Eine Aufführung dieser Tragödie", ist einmal geschrieben worden, „kann nie so schlecht sein, daß das Stück ganz abfällt, aber sie kann auch nie in einer solchen Vollendung gebracht werden, wie das Stück sie erheischt." Will man diese etwas apodiktische Behauptung gelten lassen, so ist zu sagen, daß Exl wenigstens auf dem Wege zu solcher Vollendung um ein gutes Stück vorwärts geschritten ist. Er und seine

Leute haben eben das zur natürlichen Voraussetzung, was andere — und gerade die erfahrensten Berufskünstler — sich in solchem Fall als naturalistischen End-Effekt erst suchen und zurechtlegen müssen: eine Bodenständigkeit, die sie in dem Geist der Dichtung wurzeln läßt. Was ihnen daher an Großzügigkeit und Geschlossenheit der schauspielerischen Interpretation abgehen mag, ersetzen sie durch das schlichte Pathos einer Innerlichkeit, die das Theatralische glücklich vermeidet. Der Neu-Einstudierung des „Sonnwendtag", der etwas „flott" gespielt wurde, hat man weniger Beachtung geschenkt. Der vierte Akt wurde so sehr zusammengezogen, daß man ein Mehr an Knappheit schon nicht mehr geben kann. Mag sein, daß die letzte Szene, das Abräumen des Hausaltars seitens der Rosnermutter, dadurch an Verinnerlichung gewonnen hat — die stumme symbolische Sprache dieses Vorgangs hat nun, da sie sich von dem Schweigen, in das dieser kurze vierte Akt getaucht ist, nicht mehr recht abzuheben vermag, an spontaner Ausdruckskraft verloren.

Die Aufführung dieser beiden Werke bedeutete den Höhepunkt, sowohl in darstellerischer als in literarischer Hinsicht. Neben Schönherr stand — aufrecht und eigenrassig — Kranewitter. Der erste Eindruck ist: Einer, der übers Ziel schießt. In seinen beiden Einaktern „Der Joch" und „Der Med" (aus dem Zyklus „die sieben Todsünden") ballt sich der Stoff zusammen, die Möglichkeiten häufen sich in einem Uebermaße, der dramatische Impetus aber verläuft sich in die Episode, die in ihrer krassen Deutlichkeit ohne nachhaltige Resonanz bleibt. Beispiele eines dramatischen „Quod erat demonstrandum", das nichts beweist, indem es zu viel beweist. Gerade durch dieses Häufen der Beweismittel in so übertriebener Weise erscheint die tragische Intention auf eine Höhe gepeischt, in der sich die Extreme bereits berühren und die Tragik sich dem Malheur verschwistert. Bedeutender in seinem knappen Duktus und schönem Ebenmaß erschien Kranewitters „Andre Hofer" und ebenso sein wuchtiges Erstlingswerk „Um Haus und Hof", das in der Aufführung wohl am besten gelang. Uber die Bedeutung der beiden Werke ist in diesen Blättern bereits von berufener Hand geschrieben worden, auch die interessante Parallele Schönherr-Kranewitter ist mit solch sachlicher Klarheit gezogen worden, daß es Geist von fremden Geiste nehmen hieße, wollte man sich des Weiteren darüber verbreiten.

Neben diesen beiden Dichtern kamen noch zwei Tiroler Autoren mit „Novitäten" zum Wort. Der eine, Rudolf Greinz, ist als Tiroler längst beglaubigt und versiert, der andere, ein Herr von Feldegg, scheint noch ein Neuling auf diesem Gebiet. Von ihm also wurde

in Wien aufgeführt: „Urvolk, ein bäuerliches Schauspiel." Innsbruck soll dank eines ausnahmsweise anerkennenswerten Eingriffes der Zensur vor gleichem Schicksale bewahrt geblieben sein. Der Wert dieses Machwerkes erhellt aus seinem Inhalt: Ein alterndes sieches Bauernweib hat einen jungen Mann. Seine peinliche Ehelage würdigend gibt sie ihm den guten Rat, sich an einer Jüngeren schadlos zu halten. Der treue Gatte befolgt natürlich den Wink und wendet sich an die eigene Tochter, die soeben aus fremden Diensten zurückgekehrt ist. Nach einer halbstündigen, psychologisch geschmierten Aussprache findet er bereits ein liebevolles Verständnis bei seinem Töchterlein — allerdings erst, nachdem er dem Mädl hat klipp und klar beweisen müssen, daß es keine Sünde sei. Anders tut nämlich ein Tiroler Bauernkind so etwas nicht. Die heikle Geschichte bleibt nicht lange geheim. Ein Dienstmädl kommt natürlich dahinter und tratscht den Vorfall einem in steter Geldverlegenheit schwebenden Vetter des Bauern. Sinngemäß kommt dabei eine Erpressung heraus. Der Erpresser aber wird dabei halb erwürgt und ihm das Geständnis entlockt, daß er es war, der am Ende des ersten Aktes so prompt die zum Bauernhof gehörige Scheune angezündet hat. Während so der concursus delictorum ins Unendliche zu wachsen scheint, schickt sich die Bäurin endlich zum Sterben an. Erfreulicherweise macht sie noch das Geständnis, auf das der Zuschauer schon so lange sehnsüchtig gewartet hat; denn das Publikum, das offenbar nach Lessings schönem Rezept nicht düpiert werden soll, erfährt gleich zu Beginn der Tragödie, daß die Tochter nicht die Tochter dieses „legitimen", sondern eines andern Vaters ist: einen Tag (resp. eine Nacht) vor der Hochzeit erzeugt. Darauf große Versöhnung und gegenseitiges Verzeihen. Ein Priester, dessen Zeugnis man vielleicht vor Gericht brauchen kann, wird noch rasch vom Beichtgeheimnis absolviert, und wenn ich recht verstanden habe, so heiratet der unnatürliche Vater die natürliche Tochter. Eine poetische Lizenz, die unser bürgerliches Gesetzbuch vorderhand nicht anerkennt. Tiefer jedoch als dieser Lapsus muß die Einsicht berühren, daß die ganze Mühe, die sich der Autor mit dem Thema der geheiligten Blutschande gab, durch die Annullierung der tragischen Voraussetzung rein umsonst war.

Eine Unerquicklichkeit ähnlichen Stils, nur grobschlächtiger und draufgängerischer in der Wahl bewährter Mittel, stellte „Die Thurnbacherin" von Rudolf Greinz dar. Das Stück — „ein Tiroler Stück", wie der Aushängeschild beherzt versichert — wurde knapp vor Torschluß ein einziges Mal gegeben. Da der dramatische Tatbestand den Lesern des „Brenner" hinlänglich bekannt ist, so erübrigt nur, den Erfolg der Aufführung dahin zu kennzeichnen, daß Herr Greinz schließlich die Lacher auf seiner Seite hatte.

Walther Lutz.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).
Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.
Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten n den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.